

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Sittenmandate etc. aus dem Städteleben der alten Zeit [Schluss]
Autor: Fueter, Eduard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Louis Gallet, La Chaug-de-Fonds-Paris. Haus im Hoch-Jura. Fassade.

manier des Arztes versetzte mich geradezu in Wut, und ich schrie aus vollem Halse: „Dummkopf! Bedant! Sie sind viel mehr verrückt als ich!“ — Ich wiederhole, daß dieser Ausruf höchst unvorsichtig und unsinnig war; allein ich drückte nicht einmal den hundertsten Teil der boshaften Gehässigkeit aus, mit der die Fragen des Oberarztes durchtränkt waren.

Er machte eine kaum bemerkbare Bewegung mit den Augen. Im Nu überfielen mich von allen Seiten die Wärter. Außer mir vor Wut versetzte ich jemandem eine Ohrfeige. Dann hat man mich zu Boden geworfen und gebunden. — „Diese Erscheinung heißt «raptus»: ein unerwarteter stürmischer Ausbruch,“ hörte ich die Stimme des Arztes hinter mir, während die Wärter mich auf den Armen aus dem Empfangszimmer trugen...

Ich ersuche Sie, Herr Doktor, prüfen Sie all das, was ich schreibe, und sollte es sich als wahr herausstellen, so ist der eine Schluß daraus zu ziehen: daß ich einem medizinischen Irrtum

zum Opfer fiel. Ich bitte Sie, flehe Sie an, mich möglichst schnell zu befreien. Das Leben hier ist unerträglich. Die Wärter, durch den Aufseher (der, wie Sie wissen, ein preußischer Spion ist) bestochen, schütteten gestern ins Essen der Kranken ein großes Quantum Strichnin und Schwefelsäure. Vorgestern trieben diese Ungeheuer ihre Grausamkeit soweit, daß sie mich folterten mit glühenden Eisen, die sie mir auf Bauch und Herz legten. Auch wegen der Mäuse... Sie sind augenscheinlich begabt...

„Was ist denn das, Herr Doktor? Eine Mystifikation? Das irre Reden eines Wahnsinnigen?“ fragte ich, indem ich das Manuskript Slavinsky zurückgab. Hat jemand die Tatsachen, die dieser Mann da erzählt, geprüft?“

Ueber das Gesicht Slavinskys flog ein bitteres Lächeln: „Aber wo! Da ist wirklich ein sogenannter medizinischer Irrtum begangen worden,“ sagte er, indem er die Blätter in die Schublade zurücklegte. „Ich habe den Händler ausfindig gemacht. Sein Name ist Swiridenko. Er hat all das, was Sie soeben da gelesen haben, genau bestätigt. Er hat sogar noch mehr gesagt. Als er und der Student auf der Station ausgestiegen waren, hätten sie zusammen soviel Tee mit Rum getrunken, daß sie auf den Einfall gekommen seien, den Streich fortzusetzen, und in diesem Sinne hätten sie dem Zug ein Telegramm folgenden Inhalts nachgeschickt: „Wir versäumten den Zug, sind in Kriwarschje zurückgeblieben. Geben Sie auf den Kranken acht!“ Natürlich ein dummer Streich! Aber wissen Sie, wer diesen Kranken endgültig zu Grunde gerichtet hat? Der Direktor der Fabrik, Karl Wudt & Comp. Erben. Als man bei ihm nachfragte, ob er und das Personal an Pischelowodow etwa Sonderheiten und Abnormitäten bemerkt hätten, antwortete er schlechthin, er habe schon seit langem den Obertechniker Pischelowodow für wahnsinnig und in letzter Zeit sogar für tobsüchtig gehalten. Ich glaube, daß er es aus Rache getan hat.“

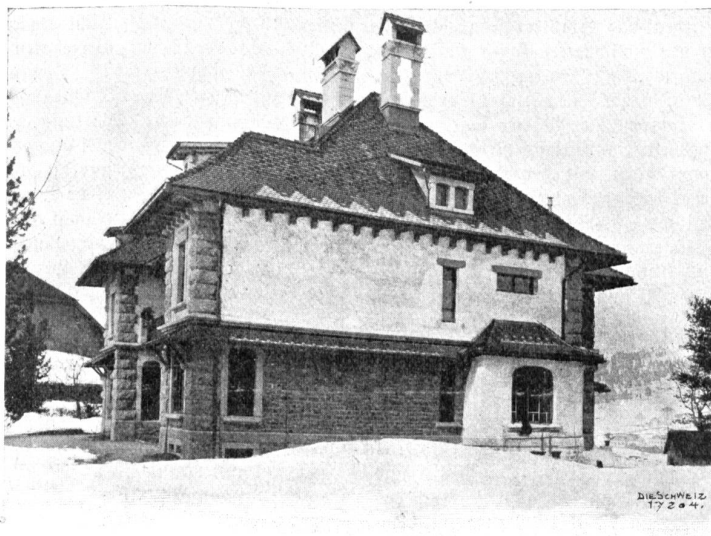
„Aber warum entlassen Sie ihn in diesem Falle nicht, wenn Sie alles das wissen?“ erregte ich mich. „Setzen Sie sich dafür ein, bestehen Sie darauf!“

Slavinsky zuckte mit den Achseln. „Haben Sie seinen Brief nicht zu Ende gelesen? Das vielberühmte Regime unserer Anstalt hat das Seinige getan. Dieser Mensch ist seit einem Jahre für unheilbar erklärt. Anfangs war er von Verfolgungswahn befallen, und nun ist er schwachsinig geworden!“

Sittenmandate etc. aus dem Städteleben der alten Zeit.

(Schluß).

Die Florentiner besaßen freilich noch eine andere Steuer, der sich auch die schlauesten Defraudanten nicht so leicht entziehen konnten, den uns jetzt ja noch allen aus Italien und Frankreich bekannten städtischen Zoll oder „Decroiti“. Und sie befanden sich auch bei diesen bei uns so verpönten indirekten Steuern gar nicht übel. Allerdings, es gab auch da Leute, die den Staat zu betrügen suchten. Nur nicht mit demselben Glücke, wie der „kluge und vorsichtige“ Sonaglini. Einem traurigen Raubritter, der ertappt worden war, als er ein gestohlenen Schwein in die Stadt hineinschmuggeln wollte, gönnt Sacchetti sein Mißgeschick von Herzen. Ein bißchen anders stand es mit dem reichen Florentiner, dessen Namen Sacchetti aus Rücksicht auf die Familie verschweigt, der auch zu schmuggeln versuchte. „Lebte da,“ erzählt Sacchetti, „ein schätzbare Geizhaken im Besitze von gut 20,000 Gulden (etwa einer halben Million Franken) aus Florenz auf dem Lande und



Louis Gallet, La Chaug-de-Fonds-Paris. Haus im Hoch-Jura. Seitenansicht.



Louis Gallet, La Chambre-de-Jonbe-Paris. Haus im Hoch-Zura. Hall.

wollte vierundzwanzig oder dreißig frische Eier in die Stadt jenden. Der Knecht verlangte das Geld für den Octroi, einen Denar (10 Rappen) für vier Stück. Als der Herr das hörte, nahm er den Korb, rief dem Knecht, ging mit ihm aufs Zimmer und sagte: „Sparen ist immer gut; ich will mir das Geld ersparen!“ Und unter diesen Worten nahm er die Eier, vier zu vier, heraus und steckte sie in die Hosen. Der Knecht meinte, damit würde er nicht über die Straße gehen können; aber sein Herr beruhigte ihn: in seinen Hosen hätten die Hennen selbst sogar Platz, geschweige denn die Eier. Der Knecht war so starr, daß er sich umwandte und das Kreuz schlug vor Verwunderung. Der Herr machte sich nun auf den Weg. Er machte so große Schritte, als wenn er zwei Hechel Berg eingesteckt hätte. Als er gegen das Stadttor kam, schickte er seinen Knecht voraus, um den Zollwärttern jagen zu lassen, sie sollten die Torflügel festhalten. Der Knecht tat dies; aber er konnte sich nicht enthalten, einem Zollwärter im größten Vertrauen das Geheimnis zu verraten. Der Wärter sagte es natürlich gleich den andern: „Das ist die lustigste Geschichte, die ich je gehört habe; da kommt einer mit den Hosen voll Eiern!“ Einer bot sich an, dem Schmuggler einen guten Streich zu spielen, und die andern willigten ein. Antonio (so hieß der Geizhals) war unterdessen angekommen. „Guten Abend allen!“ rief er. Der Zollwärter: „He, Antonio, komm ein bißchen hieher und versuch einmal unsern Wein!“ „Ich mag nicht trinken!“ „Doch, doch, du mußt!“ Und damit packte er ihn am Mantel und zog ihn hinein. Nun ging es weiter: „Sitz ein bißchen ab!“ „Es ist nicht nötig!“

jagte Antonio und wehrte sich hartnäckig. Der Zollwärter aber gab ebenio wenig nach und stieß ihn auf eine Bank. Er setzte sich, als wenn er auf einen Sack voll Glas sitzen müßte. Die Zollwärter: „Was hast du da unten, das so knistert? Steh wieder ein wenig auf!“ Und als er nicht gleich darauf reagierte, forderte ihn ihr Chef von Amts wegen auf, aufzustehen. Antonio: „Ich habe nichts; wahrscheinlich hat die Bank geknarrt!“ „Die Bank? Das klang ganz anders! Tu' einmal deinen Mantel weg; das muß an einem andern Orte stecken!“ Nach und nach mußte Antonio doch aufstehen, und da lief ihm auch schon ein gelber Saft über die Strümpfe hinunter, und bald hatten sie alles entdeckt. Antonio: „Nur keinen Lärm; sie sind alle zerbrochen; ich wußte nicht, wohin sie sonst stecken; übrigens habe ich ja den Zoll nicht schwer geschädigt!“ Die Zollwärter: „Nun, es scheinen ja ein paar Dukend zu sein!“ Antonio: „Bei meiner Ehre, es sind nicht mehr als dreißig!“ „Das steht Euch wahrhaftig gut an, daß Ihr so bei Eurer Ehre schwört! Wie sollen wir Euch glauben? Wenn Ihr die Gemeinde um eine Kleinigkeit betrügt, so werdet Ihr Euch erst recht bei einer großen Summe nicht besinnen! Laßt ein Pfand da, und morgen werden wir den Behörden Anzeige machen müssen!“ Antonio jammerte: „Ich komme in Schimpf und Schande; nehmt von mir, was ihr wollt!“ Einer erbarmte sich über ihn: „Wir wollen einem Bürger keine Schande antun; aber er muß für jeden Denar, den er hat umgehen wollen, dreizehn bezahlen!“ Antonio mußte nun die Börse herausziehen und acht Solbi bezahlen, und dann gab er ihnen noch einen Dickpiennig zum Trinkgeld gegen das Versprechen, daß sie niemand etwas davon erzählen wollten. . . — Die Novelle erzählt dann noch weiter, wie Antonio nach Hause kam und die Sache seiner Frau berichtete. Diese empfand keineswegs Mitleid: „So, du trauriger Kerl, hat man je so etwas erzählen oder fingen hören! Gepriesen seien die Männer am Zoll, die dich so behandelt haben, wie du es verdienst!“

Er: „Sei stille!“ Sie: „Wie! Stille soll ich sein? Verflucht sei dein Reichtum, wenn du dich so miserabel schäbig aufführst! Oder wolltest du etwa Eier ausbrüten, wie die Hennen, wenn die Küchlein herauskriechen? Schämst du dich nicht, daß man nun in ganz Florenz dies von dir erzählen wird und du für immer blamiert bist?“ Antonio: „Die Leute am Zoll haben mir versprochen, niemandem etwas davon zu sagen.“ Die Frau: „Und das hast du geglaubt? Es wird nicht länger dauern als bis morgen abend; dann ist die ganze Stadt voll davon!“ (Und so geschah es auch, fügt Sacchetti hinzu). So ging es zwischen den beiden noch längere Zeit weiter; wir wollen aber hier abbrechen; denn die Phantasie der Leser und noch mehr der Leserinnen wird sich den Rest dieser Gardinenpredigt selbst leicht ergänzen können, ohne daß wir dazu einen Text aus dem vierzehnten Jahrhundert überlegen.

Das wäre nun eine erste Auswahl aus dem reichen Geschichtenchatz des alten Florentiners. Sie betreffen alle Verhältnisse, wie sie auch in unsern Städten zur alten Zeit nicht viel anders waren. Florentinisch ist — für die damalige Zeit — nur die scharfe Beobachtung des täglichen Lebens und die literarische Verwertung dieser Beobachtung. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, die Leser der „Schweiz“ mit einigen ebenso interessanten Geschichten bekannt zu machen, in denen Sacchetti das spezifisch italienische Leben seiner Zeit — die Condottierenswirtschaft, das Leben unter den Tyrannen in den Städten, die Stellung der Kirche zu den Bankgeschäften, das Leben der ersten Renaissancekünstler und vieles andere mehr — illustriert.

Auf Schloß Wülflingen*).

„Auf Schloß Wülflingen“ betiteln sich zwei Gelegenheitsdichtungen von Nanny von Escher und Eugen Ziegler. Sie bilden ein Festspiel, das anlässlich des vom Kunstverein Winterthur im April 1908 veranstalteten Wülflinger Schloßbazar

zum ersten Mal aufgeführt wurde. Der Bazar selbst galt be-

*) Zürich, Verlag von Schulthess & Co., 1908. Wir möchten unsere Leser speziell noch auf die aparte künstlerisch feine Ausstattung des Büchleins aufmerksam machen.
H. D. R.